

Ulrike Pfeiffer war siebzehn Jahre alt und im ersten Jahr ihrer Ausbildung zur Fotografin. Rolf Dieter Brinkmann war gute zehn Jahre älter, hatte eine holprige Schulzeit in Vechta und eine Ausbildung zum Buchhändler in Essen hinter sich und galt bereits als Berühmtheit, zumindest in den Kölner Künstlerkreisen, die Ulrike Pfeiffer über ihre ältere Schwester Linda kennengelernt hatte. Was Brinkmann und seine Freunde schrieben, was sie dachten und redeten, wenn sie in Kneipen oder in Brinkmanns Wohnung zusammensaßen, ihr Kunstbegriff und ihre Vorbilder wie Burroughs, Ginsberg oder Andy Warhol – all das war Ulrike Pfeiffer nicht fremd. Für die von Brinkmann herausgegebene Zeitschrift „Der Gummi- baum“ hatte sie selbst Gedichte geschrieben. Doch manches von Brinkmanns Lyrik, so sagt die Fotografin und Regisseurin heute, habe sie damals wohl kaum verstanden. Aber da war sie nicht die Einzige. Noch heute tut sich Vechta nicht leicht im Umgang mit dem größten Sohn der Stadt.

Jetzt steht Ulrike Pfeiffer zwischen den Fotografien, die sie vor fast sechzig Jahren in Brinkmanns Kölner Wohnung gemacht hat. Der fünfzigste Todestag des Schriftstellers steht an, außerdem wäre er in diesem Jahr 85 geworden, und so ist es der „Kulturstiftung Rolf Dieter Brinkmann“, die vor knapp zwei Jahren gegründet wurde, gelungen, einen repräsentativen Ort für die Ausstellung zu finden, wenn auch nur für knauserige vierzehn Tage: Rolf Dieter Brinkmann hat Einzug gehalten ins Rathaus von Vechta, der Stadt, unter der er gelitten, die er beschimpft und verteuelt hat, weil er besser als viele andere verstanden hatte, dass uns die Orte, an denen wir leben müssen, ihre Stempel aufdrücken – sichtbare wie unsichtbare.

Etwas sechzig Fotografien sind damals entstanden, private Aufnahmen ohne Repräsentationsanspruch oder Inszenierungsalüren, aufgenommen mit einer Kleinbildkamera. Sie zeigen den Schriftsteller in der Intimität der Wohnung im vierten Stock der Kölner Engelbertstraße 65: Brinkmann am Schreibtisch, die Zigarette in der Hand, Brinkmann am Spülbecken in der Küche, Brinkmann mit einem Eimer im Treppenhause. Eine Altbauwohnung ohne Komfort mit studentisch-künstlerischer Atmosphäre. An der Wand Fotografien, Postkarten und Zeitungsausschnitte, darunter das berühmte Foto des Polizeichefs von Saigon, der einem Vietcong-Kämpfer in den Kopf schießt. Was sich darunter auf dem Fußboden stapelt und sehr nach Altpapier aussieht, dürfte das Archiv des Schriftstellers gewesen sein, der die Materialien des Alltags als Materialien seiner Kunst verstand.

„Mach, was du willst“, habe Brinkmann zu ihr gesagt und ihr völlig freie Hand gelassen. Viel gesprochen hätten sie damals nicht, sagt Ulrike Pfeiffer, aber ihre Erinnerungen sind nach so vielen Jahren brüchig geworden. Ob die Fotos an einem oder an zwei Tagen entstanden sind, kann sie nicht mehr sagen, aber es ist auch nicht so wichtig. Der leere Schreibtisch, ein Zahnputzbecher im Bad, benutztes Geschirr, das im Spülbecken auf den Abwasch wartet, ein Blick von oben in die Kloschüssel, die Papierstapel hinterm Schreibtisch, das Licht, das durch eine winzige Fensteröffnung seitlich ins Badezimmer scheint – ihre Bilder formieren sich zu intensiven Stillleben einer westdeutschen Künstlerexistenz in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts.

Was sie im ersten Lehrjahr verdient hat, weiß Ulrike Pfeiffer noch heute: zwanzig Mark im Monat, umgerechnet zehn Euro. Für Kontaktabzüge reichte das Geld nicht, die Negative gerieten in Vergessenheit und



Köln, 1969: Rolf Dieter Brinkmann in seiner Wohnung in der Engelbertstraße 65, fotografiert von der damals siebzehnjährigen Ulrike Pfeiffer

Foto Ulrike Pfeiffer

Die Stadt und ihr toter Dichter

Von Liebe keine Spur? Vor fünfzig Jahren kam Rolf Dieter Brinkmann, der romantische Rebell, in London ums Leben. Vechta, seine niedersächsische Heimatstadt, tut sich noch heute schwer mit ihrem größten Sohn.

tauchten irgendwann eher zufällig wieder auf. Vor vier Jahren hat sie zusammen mit Friedrich Wolfram Heubach ein Buch daraus gemacht, das nur wenig Aufmerksamkeit erfuhr und heute nur noch antiquarisch zu bekommen ist („Rolf Dieter Brinkmann – Engelbertstraße 65, vierter Stock, Köln 1969“ ist im Belleville Verlag erschienen).

Ein Rolf-Dieter-Brinkmann-Haus in Vechta? Ein ferner Wunschtraum. Ein Literaturhaus oder ein Kulturzentrum mit Brinkmann-Schwerpunkt für die Stadt? Nicht in Sicht. Der Landkreis gehört zwar zu den wirtschaftsstärksten Regionen in Deutschland, und vor einigen Jahren verzeichnete Vechta die höchste Millionärs-

dichte in Niedersachsen, aber viel Geld für Kulturangelegenheiten wird hier nicht ausgegeben. Markus Fauser, Germanistikprofessor an der Vechtaer Universität und Leiter der dort angesiedelten Arbeitsstelle, hat viel erreicht in Sachen Brinkmann – Publikationen, Nachlasserwerbungen, eine sehenswerte Dauerausstellung in der Universität, der erste Band der Briefausgabe soll im nächsten Jahr erscheinen –, aber Illusionen macht er sich nicht. Brinkmanns Nachruhm ist nicht von der Art, die ihm die Herzen der Vechtaer zufliessen ließe. Brinkmann und Vechta haben sich aneinander gewöhnt. Sie sind einander in fortwährendem Fremdeln verbunden. So

lebt man nebeneinanderher, die Stadt und ihr toter Dichter.

Für die Fotoausstellung im Vechtaer Rathaus hat Fauser sieben Gedichte Brinkmanns ausgewählt und das Plakat reproduzieren lassen, mit dem die Kölner Künstlergruppe „Exit“ im Juni 1969 zur Vernissage lud. Die Einladung war zugleich die Aufforderung, sein Leben zu ändern: „Lassen Sie nicht länger zu, daß irgend jemand von irgend etwas sagt: Das ist nichts! Protestieren Sie, wenn irgendwo ein neues Museum errichtet werden soll – wir brauchen keine Kunst mehr, die ausgestellt wird. Wir und unsere gesamte Umgebung sind Kunst. Früher formulierte der Künstler stellvertretend für viele das mögliche oder wünschenswerte an Freiheit. Heute ist der Fortschritt da und Freiheit für jeden möglich“.

Brinkmann, der Rebell, der Bürger-schreck, der erste deutsche Popliterat, der den Autoren der amerikanischen Beat-Generation den Weg nach Deutschland ebnete, war vieles, ein Einzelgänger war er nicht. Das zeigt auch die Dauerausstellung in der Universitätsbibliothek. Brinkmann, der Extrovertierte, ist hier als Schauspieler zu sehen, als Beckmann in Borcherts „Draußen vor der Tür“. Den Soldatenmantel aus dem Fundus des Schultheaters trug er auch noch nach den Proben, wenn er durch die Stadt flanierte.

Brinkmann, der Introvertierte, hatte Freunde. Viele Dokumente seiner Jugendzeit haben sich in ihren Nachlässen erhalten, darunter säuberliche Abschriften seiner frühen Gedichte, die Brinkmann mit einer Bindfadenheftung versah und an die Freunde verteilte. Noch anrührender, wenngleich ein wenig irritierend in seiner

Insistenz, ist das Poesiealbum, das er für eine Jugendliebe anfertigte.

Brinkmann ist der Berliner Schülerin Gisela Reinholz, die 1957 einige Sommerwochen in Vechta verbrachte, nie begegnet. Eine Fotografie von ihr reichte aus, um seine dichterische Leidenschaft zu entfachen. Einundvierzig Gedichte, mit blauer Schülertinte auf gelbe und blaue Blätter geschrieben und zu einem Album gebunden: ein Dokument der Hingabe (mehr an die Literatur als an die Geliebte) und das Dokument eines Lesenden, der sich als Liebenden imaginiert, um so zum Schreibenden werden zu können.

Brinkmanns ausufernde Lektüren sind gut belegt. Die Existenzialisten haben ihn eine Zeit lang im Griff, aber der romantische Rebell lässt sich nicht festlegen. Auf die ferne Gisela Reinholz folgt Elisabeth Piefke aus Vechta, die Brinkmanns Heiratsantrag ablehnt und mit einem Sinatrasong handfestere Anforderungen an ihn stellt: „Wake up to reality!“ Eine späte Entgegnung findet sich in „Rom, Blicke“ (1979): „Wie kann man denn überhaupt einen weiter gefassten Begriff von Leben und den Lebensumständen bekommen, wenn nur die Realität gilt?“ Vor fünfzig Jahren, am 23. April 1975, wurde Rolf Dieter Brinkmann in London von einem Auto erfasst, als er die Straße überqueren wollte. Er wurde in Vechta beigesetzt, im Grab der Familie. Es sollte noch bis 1992 dauern, bis auf dem Grabstein endlich auch sein Name zu lesen war. HUBERT SPIEGEL

„85 Jahre Brinkmann“. Rathaus Vechta, bis 27. April. Die Fotografien von Ulrike Pfeiffer werden im September in der Bibliothek des Museums Ludwig in Köln zu sehen sein.

Ein großer Fürsprecher der Literatur

Skeptisches Funkeln in den Augen eines nimmersatten Lesers: Zum Tod des Schweizer Germanisten Peter von Matt

Selten sind sie geworden in der Gelehrtenwelt, die Menschen, die zu allen sprechen können und doch jeden fordern. Ende der Neunzigerjahre sah ich mich solch einem Gelehrten erstmals gegenüber: einem Literaturwissenschaftler, dessen Vorlesungen in der Aula der Universität Zürich die halbe Stadt besuchte. Einem Menschen von unbegrenzter Neugierde, der streiten und der frech sein konnte, und sei's nur zu dem Zweck, dass man sich von dieser Frechheit im Laufe des Gesprächs anstecken ließ. Sein Name war Peter von Matt.

Geboren 1937, aufgewachsen im Kanton Nidwalden, wo er das damals noch von Kapuzinern geführte Gymnasium St. Fidelis besuchte, kam ihm stets zugute, dass er seine Professur niemals als eine Selbstverständlichkeit, sondern stets als eine Fügung glücklicher Umstände begriffen hat. Natürlich war er der Schüler des bedeutendsten Schweizer Germanisten seiner Zeit, Emil Staiger. Gleichwohl gab man ihm zu verstehen, dass für einen Katholiken eine Universitätskarriere im reformierten Zürich im Grunde undenkbar sei. Erst die Angst vor den Achtund-sechzigern – so erzählte er bisweilen, das eigene Verdienst zurückstellend – habe dann die Fachgermanistik dazu bewogen, das aufgrund des studentischen Andrangs nötig gewordene zweite Ordinariat für Neuere deutsche Literatur mit einem vermeintlich konservativen Inner-schweizer zu besetzen – und sich damit ungewollt dann doch zu revolutionieren. Denn der Mann, der sehr klassisch über

Grillparzers Dramatik promoviert wurde und sich dann mit einer Arbeit über Hoffmanns Erzählungen habilitiert hatte, machte sich sogleich einen Namen als prononcierter Vertreter einer psychoanalytischen Literaturwissenschaft. Freud blieb zeitweilig ein wichtiger Begleiter seines Schaffens. Er kannte sich ausgezeichnet in dessen Werk aus und blieb dabei doch undogmatisch. Zentral waren ihm stets die Devianten, die Poesie der selbstvergebenen Sünden, der „Familien-

roman“ und dessen unzählige Ausformungen und Störungen: Kleists eiserne Väter, die schweigende Mutter der Drosche, der verkommene Sohn Kafka.

Und doch: Nie war er sich sicher, nie war er fertig mit einem Text. Wer das Glück hatte, bei ihm studieren zu dürfen, der erlebte einen hermeneutischen Feinmechaniker bei der Arbeit; ein unaufhörliches Um- und Umwenden von Versen, Sätzen, ein Lesen gegen den Strom, gegen den einmal akzeptierten Sinn. Peter von

Matt konnte ein gesamtes Semester nur mit dem dritten Akt von „Faust II“, der Helenatragödie, zubringen – und dabei dann doch das gesamte 19. Jahrhundert in seiner Pathologie zutage fördern.

Lernen konnte man aber vor allem eines bei ihm: Erzählen. Marcel Reich-Ranickis Nobilitierung, er sei der „beste Schriftsteller der deutschsprachigen Schweiz“, hat man, die eigene Wissenschaftlichkeit vorschützend, innerhalb des Faches Peter von Matt immer wieder vorgehalten. Denjenigen aber, denen die Philologie hingegen immer auch eine wilde Profession sein sollte, ein nie versiegendes Gespräch über das Geheimnis der Dichtung, blieb er über Jahrzehnte ein Mentor und Fürsprecher.

Seine Überzeugung, dass sich Literaturwissenschaft und literarische Tätigkeit nicht voneinander trennen lassen, erwies sich auch für die Schweiz nachgerade als Glücksfall. Nicht allein, dass man mit ihm auf internationaler Bühne – beim Bachmannpreis, im „Literarischen Quartett“, im Feuilleton dieser Zeitung – nun von einem klugen, kundigen und redegewandten Sachwalter vertreten wurde. Von Anfang an richtete sich seine Reflexion immer auch nach innen, auf die literarische, politische wie kulturelle Geschichte der Schweiz, deren verborgene Pfade er nicht zuletzt in seinen beiden Essaybänden „Die tintenblauen Eigenossen“ (2001) und „Das Kalb vor der Gott-hardpost“ (2012) abgeschrieben hat. Von Matts Bedeutung für die Schweizer Literatur übersteigt seine Bücher jedoch bei

Weitem: Er galt als der Brückenbauer zwischen den Granden Frisch und Dürrenmatt einerseits und den Nachfolgegenerationen andererseits, nicht zuletzt war er entscheidend an der Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs beteiligt. Das Neue, das, was um ihn war, wie die Literatinnen und Literaten der „Gruppe Olten“, erweckte stets sein Interesse. Er las Unmengen, wurde von dem ihm Unbekannten immer angezogen und vermochte es auch erhellend einzuordnen, in ein Kapitel seiner großen weltliterarischen Erzählung zu verwandeln.

Vor wenigen Wochen haben wir uns noch gesprochen, bei ihm zu Hause in Dübendorf, wo er die letzten fünfzig Jahre seines Lebens mit seiner Frau Beatrice verbracht hat. Sichtlich geschwächt, doch ungebrochen in seiner Faszination für die Dichtung zeigte er sich da. Noch einmal über Gotthelf, noch einmal über Spyri, C. F. Meyer diskutieren. Noch einmal das skeptische Funkeln, die Lust am Widerspruch: Ob das, was man sich da überlege, wirklich etwas Neues sei? Ein Auftrag zur Selbstprüfung, der bleibt. Erinnerung an alte Weggefährten folgte, unter ihnen Alois Haas, der große Zürcher Mediävist, und Peter Bichsel, Meister der kleinen Form. Der Erste war gerade erst verschieden, der Zweite starb dann kurz nach unserem Beisammensein. In den Morgenstunden des Ostermontags ist Peter von Matt im Alter von 87 Jahren ihnen nachgefolgt. Ein großer Lehrer, ein Unwahrscheinlicher. Er fehlt. PHILIPP THEISOHN



Versöhnte Literatur und Wissenschaft: Peter von Matt

Foto Brigitte Friedrich



Augen auf!

Von Maria Wiesner

Aufs Ehrenwort ist kein Verlass mehr. Zumindest nicht in Hollywood. Die Academy of Motion Picture Arts and Sciences in Los Angeles hat sich in der Vergangenheit immer wieder Kritik zu ihren Vergaberegeln für die Oscars anhören müssen. Am Montag gab sie eine Reihe von Neuerungen bekannt, die ab nächstem Jahr gelten sollen. Darunter stach besonders eine hervor: „Die Academy-Mitglieder müssen sich nun alle in jeder Kategorie nominierten Filme ansehen, um in der Endrunde der Oscars abstimmen zu können.“ Da mag man sich fragen: Ist das nicht selbstverständlich, wenn man einen der wichtigsten Preise der Filmbranche vergibt? Einige amerikanische Branchenblätter garnierten ihre Meldung zu den neuen Oscar-Regeln mit der anekdotischen Abschweifung, durch die Aufnahme vieler jüngerer Mitglieder in den vergangenen Jahren seien zu viele Filmschaffende in die Academy gespült worden, die ihre Zeit lieber den nächsten eigenen Karriere-schritten widmeten als der Filmsichtung, die für ein informiertes Abstimmungsverfahren unabdingbar ist. Hatte sich die Oscar-Academy bisher also auf die Versicherung der Mitglieder verlassen, dass sie auch wirklich zur Kenntnis genommen hatten, worüber sie da entschieden, gibt es nun dergleichen Vertrauensvorschuss nicht mehr. Über die nur Mitgliedern zugängliche Streaming-Plattform soll nachverfolgt werden, wie viele Filme sich die Abstimmenden angesehen haben – und nur wer alles gesehen hat, darf seine Stimme abgeben. Wer auf Festivals oder in Filmvorführungen seiner Pflicht nachgekommen ist, muss dies zudem per Formular belegen. Solche Kontrollen sind nur folgerichtig, stützt sich eine weitere Neuerung doch explizit auf menschliche Kompetenz: Hinsichtlich der Debatte um die Verwendung von Künstler-Intelligenz, wie sie zuletzt wegen der nominierten Filme „Der Brutalist“ (Erstellen moderner Architektur) und „Emilia Pérez“ (Gesangsüberarbeitung) entbrannte, hat man sich künftig aufgelegt, „bei der Bewertung der Leistung zu beachten, in welchem Maße ein Mensch im Mittelpunkt der kreativen Urheber-schaft stand“. Was das bedeutet, muss jedes Mitglied mit sich selbst ausmachen. Einfacher dürfte ihnen die Bewertung für die neue Kategorie „Beste Stuntkoordination“ fallen, die ab 2028 mit der goldenen Statue ausgezeichnet wird. Sich für diese Sparte wirklich alle nominierten Filme anzuschauen wird für Menschen, die Respekt vor weit übers Augen-offenhalten hinausgehenden Körper-einsatz haben, ein Vergnügen sein.

Berufsrisiko für Zuschauer

Kurz vor Beginn des diesjährigen Theatertreffens ist im Betrieb eine kleine Kontroverse über sogenannte „Triggerwarnungen“ ausgebrochen. Die neue Leiterin Nora Hertlein-Hull hatte gegenüber der Deutschen Presse-Agentur angegeben, dass es „mittlerweile eine gewisse Erwartungshaltung des Publikums gebe, dass so etwas angeboten werde“. Fragt sich nur, welches Publikum sie vor Augen hat. Nur die immer noch woker werden wollenden Betriebsblasenbesucher oder auch Leute von außerhalb? Also Menschen, die ins Theater gehen, gerade weil sie etwas Besonderes erleben, weil sie überrascht, beeindruckt, vielleicht sogar verärgert werden wollen? Das Berliner Theatertreffen weist bei seinem Programm darauf hin, wenn sensible Inhalte auf der Bühne zu sehen sind, also etwa Sex- und Gewaltdarstellungen, Lärm oder auch starke Lichteffekte vorkommen. Das ist in diesem Jahr bei der Theateradaption „Blutbuch“ oder bei der blutigen Opern-performance „Sancta“ von Florentina Holzinger der Fall. Dass Zuschauer nach dem Besuch dieser Inszenierung über Übelkeit klagten – könnte das nicht unter Berufsrisiko für Zuschauer fallen? Wie Judi Dench schon vergangenes Jahr in einem Interview sagte: „Wenn man empfindlich ist, sollte man nicht ins Theater gehen, denn man könnte sehr schockiert sein.“ stra